

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 3

Sonntag, den 16. Januar

1916

Der rote Schmetterling.

Roman von Matthias Blant.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Gedanken Hans Thorns aber glitten jetzt von dem unscheinbaren Geschehnisse dieses Tages fort. Ida Hartmann! Sie war Frieda Hartmanns Schwester; die beiden lebten in einer Wohnung zusammen. Hans Thorn, der seit ein paar Jahren Hartmanns Freund war, hatte dessen stille Schwester anfangs kaum beachtet. Sie hatte ein so unauffälliges Wesen, als scheute sie sich vor Menschen. Dabei aber war es von Hans Thorn oftmals bewundert worden, mit welcher behütenden Fürsorge das kleine Wohnzimmer der beiden, das an das Atelier dicht angrenzte, immer mit frischen Blumen geschmückt war, welche peinliche Sauberkeit in allen Räumen der Wohnung herrschte und wie sie oftmals Wünsche des Bruders erraten hatte, ohne daß er irgend welche Bemerkung gemacht hätte. Wenn er mit seinem Freunde plaudernd im Zimmer saß, war sie oft still gekommen und hatte Zigarren manchmal auch einen Stör hingestellt, ohne daß man sie gehört hätte. Lange hatte Hans Thorn dabei zugehört, bis er schließlich die stille Schwester mit anderen Augen beobachtete. Schön war ihre schlanke Gestalt mit dem schwächlichen Gesicht, das so goldblondes Haar umrahmte, einem Haar, das in der Farbe einem reifen Kornfelde glich. In ihren großen, blauen Augen aber war etwas Fremdes, ein Erschrecken, als müßte sie immer von etwas Unbekannten zurückweichen. Je länger Thorn ihrer Art gefolgt war, je öfter er sie gesehen, umso eigenartiger erschien sie ihm. Und als Ida Hartmann sich einmal an einem Gespräche beteiligt hatte, war er erstaunt gewesen, mit welcher Sicherheit gerade sie das richtige Urteil gefunden. Dann begann er, den Freund um dessen Schwester zu beneiden, weil der von so viel behütender Sorgfalt umgeben war. Schließlich aber hatte er mit Ida Hartmann gesprochen und sie gebeten, sie seine Braut nennen zu dürfen.

So sehr waren die Gedanken von Hans Thorn in diese Vergangenheit vertieft, daß er dabei gar nicht gehört hatte, daß ihn der Freund um irgend etwas gefragt hatte. Frieda Hartmann aber fragte nicht zum zweiten Male. So gingen sie wieder schweigend nebeneinander her.

Zuerst hatte ihm Ida Hartmann auszuweichen gesucht, sie hatte ins Feld geführt, wie wenig selbständig ihr Bruder sei, den sie nicht verlassen dürfe. Erst als er von seiner Liebe gesprochen hatte, als er sie bedrängte und ihr die Frage gestellt hatte, ob

sie ihn nicht lieben könnte, da war über ihr bleiches Gesicht eine heiße Rote geströmt und sie hatte ihm verraten, wie gerne sie an ein kommendes Glück glauben möchte.

Seit jenem Tage waren für beide viele glückliche Stunden erblüht. Nur manchmal war es gewesen, als huschten Schatten über ihre Stirne, als fürchten sich auf dieser Sorgenfalten. Nur Augenblicke waren es immer. Und wenn er dann gefragt hatte, dann hatte sie stets den Kopf geschüttelt und ihn mit stillem Lächeln beschwichtigt. Nur einmal hatte sie leise geantwortet: „Vielleicht ist es deshalb, weil ich zu viel Glück sehe und das Schicksal des Polykrates fürchte, den doch alle den Glücklichen genannt hatten.“ Und für diese Antwort hatte er dann die schmalen Lippen geküßt. —

„Endlich! Ida wird sich wohl schon etwas gewundert haben. Es ist bereits acht Uhr!“

Die beiden waren die Treppe eines alten Hauses im Atelierviertel der Theaterstraße emporgestiegen und Frieda Hartmann wollte eben aufspringen, als die Tür schon von innen geöffnet wurde.

Unter der Türschwelle, matt beschienen von der kleinen Glühbirne, die das Treppenhaus beleuchten sollte, stand eine schlanke Gestalt.

„Spät kommt ihr, doch ihr kommt.“ Lächelnd bot sie beiden ihre Hand.

Hans Thorn war aber damit allein nicht zufrieden, er führte ihre Hand noch an seine Lippen, was Frieda Hartmann aber nicht sehen wollte.

Wie die beiden es erwartet hatten, so war im Wohnzimmer schon alles für ihren Besuch vorbereitet. Der Tisch war gedeckt; in einer hohen Vase waren Frühlingsblumen. Auch für Hans Thorn war ein Gedek aufgelegt.

Harmlose Fragen wurden gestellt und beantwortet.

„Habt ihr etwas Außerordentliches auf eurem Spaziergange erlebt?“

„Doch!“ antwortete ihr Bruder; „aber du weißt, daß ich kein guter Erzähler bin, laß dir also nur von Hans über den roten Schmetterling berichten.“

„Ueber einen roten Schmetterling. Gibt es bei uns solche?“

„Doch! Es war dies eben einer von hundert.“

„Ihr macht mich aber neugierig. Nun müßt ihr schon alles erzählen.“

Hans Thorn berichtete dann von der Begegnung mit der Fremden, wobei er

derer Erscheinung mit Worten gut zu schildern verstand, und wiederholte die dabei geführte lebhaft Unterredung.

„Wer aber mag sie gewesen sein?“ fragte Ida, als Hans Thorn geendet hatte.

„Darüber kann sich unsere Phantasie austoben. Vielleicht eine Prinzessin, die zum ersten Male allein etwas von der Welt sehen wollte, vielleicht eine Unglückliche, die sich das Vergessen



Illianschikai, Kaiser von China.

lichte, vielleicht eine Alltagserscheinung? Doch nein, das nicht! Auch das andere nicht, was Dot' or Kummel andeutete."

"Oh, der! Er hat wohl alles, was du an ihr bewundert hast, und wovon du schwärmtest, zeipflückt und zerstört! In dem nächtlichen Suchen nach Tatsachen, das dir völlig fehlt, geht er meist zu weit!"

"Bei unserem roten Schmetterling bestimmt."

"Da auch Fritz von der Fremden völlig begeistert war, muß sie wohl schön gewesen sein."

Es war ein Gesicht von eigenartigem Reiz. Ihre Augen waren ja wohl das Pädendste. Und gerade diese traf er in seiner Skizze am besten."

"So hat er sie gezeichnet? Laß mich das Bild doch auch sehen."

Da reichte ihr Fritz Hartmann sein Skizzenbuch.

Als sie auf das Bild schaute, sagte Hans Thorn eben:

"Es sind Züge, die man so leicht nicht wieder vergessen kann."

Dann schwieg er.

Er sah, wie in den blauen Augen seiner Braut sich ein Erschrecken malte, daß sogar deren Hand unmerklich zitterte, als sie auf die Skizze schaute. Und ihre Stimme klang mit einem Male wie verändert, als sie dann antwortete:

"Du hast recht! Ein eigenartiges Gesicht!"

Und ihre Augen konnten von dem Bilde nicht loskommen.

Ihr Bruder hatte nicht darauf geachtet.

Aber Hans Thorn sagte:

"Du weißt wohl, wer sie ist?"

"Ich?" Ida Hartmann hob den Kopf. "Nein! Ich kenne den roten Schmetterling nicht!"

"Ich dachte mir, du hättest das Bild erkannt."

"Nein!" Und nach ein paar Sekunden, als sie den fragenden Blick ihres Verlobten zu fühlen schien, fügte sie hinzu: "Nein! Nur eine Ähnlichkeit mit irgend jemanden war mir zuerst aufgefallen, aber weiter nichts."

Dabei wich ihr Blick dem seinen aus; dann klappte sie das Skizzenbuch zu und reichte es dem Bruder hin. Dieser erklärte dabei:

"Natürlich werden wir unseren roten Schmetterling nie mehr sehen. Das gerade mag ja der Reiz der Begegnung sein."

Im weiteren Verlaufe des Abends brach aber jene sorglos frohe Stimmung, die gleich zu Beginn geherrscht hatte, nicht mehr recht durch. Es war, als huschten Gespenster durch den Raum, Gedanken und Erinnerungen. Hans Thorn war schwermütig geworden und blickte häufiger auf Ida Hartmann, als hätte er plötzlich in ihr etwas Unbekanntes entdeckt.

Als sie sich dann trennten, da schauten ihn ihre großen Augen liebevoll an:

"Hoffentlich läßt du dich sehr bald wiedersehen!"

Dabei war in ihrer Stimme wieder der vertraute Klang, der Ton, den er liebte, dem er nie mißtrauen konnte. Er mußte es fühlen, daß sie sein Kommen liebte.

"Wirst du morgen um vier Uhr nicht im Hofgarten sein?"

"Sehr gerne!"

"Auf Wiedersehen dann!"

Ein herzlicher Abschied von zweien war es, die sich liebten und die in diesem Augenblicke, in sich selbst das große Glück trugen. Aber als Hans Thorn dann durch die dunklen, menschenleeren Straßen ging, als fast kein anderes Geräusch an seine Ohren drang, als der Widerhall seiner eigenen Schritte, da irrten seine Gedanken zurück, da kamen unbequeme, lästige Erinnerungen.

Und mitten auf der Straße blieb er plötzlich stehen.

Er hatte sich doch gewiß nicht getäuscht! Sie war an dem Bilde der Fremden erschrocken; er hatte das selbst aus ihrer Stimme gefühlt. Das Bild und jene Gedanken, die durch dieses wachgerufen waren, hatten sie noch den ganzen Abend bedrückt, daß glaubte er mit größter Bestimmtheit bemerkt zu haben.

Aber warum?

Nur eine Ähnlichkeit! So hatte sie gesagt. Und sie log doch nicht.

Aber erschrocken war sie! Nur an der Ähnlichkeit? Und warum?

Gab es etwas im Leben seiner Braut, das sie ihm nicht vertraute?

Oder hatte er sich doch geirrt?

Hatte seine Phantasie zu viel Geheimnisse vermutet, wie es von seinen Freunden oft behauptet worden war?

Auf alle Fragen wußte er aber auch dann noch keine Antwort, als er seine Wohnung erreicht hatte.

III.

Frau Erna Löwenberg stand am Fenster. Ihre geballten Hände stützten sich auf die Brüstung und ihre Stirne drückte sich an die kühle Glasscheibe. Ihre Lippen preßten sich dicht zusammen, daß sie nur zwei schmale Linien bildeten.

So antworte doch!"

Die etwas fettige Stimme kam vom Tische her, an den sich mit dem Rücken Manfred Löwenberg anlehnte, eine große, breitschultrige Erscheinung, die den Eindruck eines Kraftmenschen erweckte. Das Gesicht wies keine starke Rote auf, war glattrasiert und hatte kleine, zwinernde Augen; die Hände waren fleischig; die Arme hatte er über die Brust gekreuzt. Aber er hatte keinen übermäßigen Fettausatz, sondern nur Muskeln.

Und als er ihr die letzte Aufforderung zurief, da zeichnete sich auf seiner hohen Stirn eine Zornader ab, die so rot war wie eine frische, blutende Narbe.

Der große Raum, der schwere, dunkle Eichenmöbel aufwies, in dem in einem offenen Büfett alte, wertvolle Binnsteller und Krüge standen, ließ in verschiedenen Einzelheiten vermuten, daß hier Reichthum heimisch war.

An den Wänden, die dem Farbton der Möbel mit seinem Empfinden angepaßt waren, hingen mehrere Originale bedeutender Künstler, ein Stilleben des Wiener Ordls, ein Straßenschild bei Schneefall von Schramm-Zittau, Landschaften von Bertels und Liebermann. In einem runden Eschrank konnte man wertvolle



Eine einsame Parouille in den verschneiten Vogesen.

Porzellane und Bronzen sehen.

Das Schweigen von Frau Erna Löwenberg währte einige Sekunden.

Er schien mit seinen Worten eine Antwort erzwingen zu wollen.

Aber die Frau bewegte sich nicht.

"Du willst also nicht?"

Auch darauf erfolgte keine Antwort; nur die Schultern der jugendlichen Frau, in deren Augen sich etwas von schweren und bitteren Erlebnissen widerspiegelte, zuckten unmerklich.

Da hastete er mit schweren Schritten auf sie zu, so daß der Rhythmus mit den geschliffenen Gläsern singend klang; und ehe sie wie in ahnender Scheu vom Fenster zurückweichen konnte, da hatte seine berbe Hand schon das feine Handgelenk, das zerbrechlich dünn aussah, umklammert und riß die zierliche Frau so heftig heran, daß sie taumelte.

"Antworten sollst du! Glaubst du, daß ich lange betteln werde?"

"Laß mich los!"

"Nein! Erst antworte!"

So fest umklammerte seine Hand das schmale Handgelenk, daß sich der Arm rötete; nur mühsam unterdrückten ihre Lippen einen Schmerzensschrei. Sie zwang sich dazu. Und sie schwieg.

"Was willst du denn eigentlich? Habe ich dich nicht wie eine Bettlerin auf der Straße aufgefressen?"

So hättest du mich doch gelassen, wo du mich gefunden hast."

"Ei! Das sagst du jetzt. Nein, mein Püppchen! So haben wir nicht gerechnet. Du weißt, was ich will."

„Ja! Aber ich will nicht mehr dein Werkzeug sein! Ich will an deinen — deinen — Geschäften nicht mehr teilnehmen.“
 „So! Und seit wann hast du denn diese Bedenken?“
 „Gattest du mich nicht immer gezwungen?“
 Ein häßliches, breites Lachen lag auf seinem bartlosen Gesicht.

„Du gestehst also doch zu, daß mir dies immer gelang?“
 Da sie ihm keine Antwort gab, so redete er nach einer kurzen Pause weiter:

„Denkst du, daß ich schwächer geworden bin? Denkst du, daß ich das Gleiche heute nicht ebenso vermag? Warum also dieser gesteigerte Troß? Wo warst du denn, wo hast du dir mit einem Male diesen erneuten Starrsinn geholt?“

Und dabei schüttelte er die schwächliche Gestalt, die sich seiner brutalen Kraft vergebens zu erwehren suchte.

„Ich rede nicht mehr.“
 Da stieß sie gewaltsam seine Hand zurück, daß sie selbst fast auf den Boden niedertaumelte.

Frau Erna Löwenberg sank auf einen Klubstuhl nieder und starrte vor sich hin.

Manfred Löwenberg aber schritt mehrere Male im Zimmer auf und nieder.

Und für einige Zeit war außer den dumpfen Tritten und dem summenenden Mitsingen des Lüfters nichts zu hören als das gleichmäßige Ticken der Standuhr.

Manfred Löwenberg, der in den Gesellschaftskreisen der Stadt seines Reichthums wegen, den er stets zeigte und fühlen ließ, eine große Rolle spielte, galt als Direktor verschiedener industrieller Unternehmungen in Rußland. Niemand hätte diese mit Bestimmtheit nennen können, aber da er oftmals bei großen Festen sehr beträchtliche, freiwillige Gaben zeichnete, so mußte er die Gelder auch besitzen und verdienen. Gar man e hatten auch schon im Hause Löwenbergs Besucher gesehen, die er dann als Leiter oder als Ingenieure irgendwelcher Werke vorstellte, die über geschäftliche Unternehmungen Bericht gebracht hatten. Wenn schon der gezeigte Reichtum Löwenbergs ihm die verschiedensten Salons in den Häusern einflußreicher Persönlichkeiten geöffnet hatte, so war es noch mehr durch die Erscheinung seiner Frau geschehen, deren eigenartige, verträumte Schönheit überall Bewunderung erregt hatte. Ihre interessante Art zu plaudern, ihre Stimme, die einen Ton hatte, der beruhigend wirkte, ihre großen Augen, in denen manchmal ein Ausdruck war, der wie ein unlösbares Rätsel erschien, der fahle Eisenbein ihrer durchsichtigen Haut, auf der die Aderchen wie mattes Perlmutterschimmerten, erregten bei allen Interesse. Und am liebsten saßen die Herren in Gruppen um die schöne Frau, um der müden Stimme zu lauschen, die dann verträumt von irgend einem fernen Land erzählen konnte. Aber die Stimme hatte auch noch den Zauber, daß sich ihrem Banne nicht so leicht jemand entziehen konnte und daß ihr gegenüber auch andere Lippen geschwätzt wurden. Es war die Stimme, der sich alle gern anvertrauten.

Mit einem Male blieb Manfred Löwenberg dicht vor der Sitzenden stehen:

„Muß ich dir nochmals sagen, wer du gewesen bist?“

„Ich habe das schon zu oft hören müssen.“

„Dann ist es ja gut, wenn du es weißt. Aber dann solltest du auch wissen, daß du ausgeliefert wärdest, wenn es mir einfallen sollte, darüber zu sprechen. Was dann dein Schicksal wäre, das muß ich doch auch nicht mehr wiederholen.“

„Das habe ich schon allzuoft hören müssen, als daß ich es vergessen könnte. Es war ja immer und immer deine Drohung.“

„Run also! Glaubst du, daß ich diese Drohung nicht wirklich werden, wenn es mir gefällt?“

„Aber du vergißt dabei, daß auch ich sprechen kann!“

„Ah! Also das! Du denkst wohl, mich mit gleichen Drohungen einschüchtern zu können? Du, deine Rechnung hat einen Fehler, laß dir das sagen. Einer Erna Walewska würden solche Anlagen nicht geglaubt werden.“

Bei diesem Namen war Frau Erna noch mehr erbläßt.

Da lachte er höhnisch und fügte noch hinzu:

„Und dann hast du ja keine Beweise. Ich war immer klug genug gewesen, dir solche nie in die Hände zu geben. Und selbst wenn mein Haus vom Keller bis zum obersten Dachsparren durchsucht wird, so findet sich nichts; nur die Papiere der Walewska können entdeckt werden. Du siehst also, daß du unterliegen müßtest, wenn du wirklich einen Widerstand versuchen wolltest. Du wirst also den Besuch machen, den ich dir anriet.“

„Nein!“

Frau Erna Löwenberg war wieder aufgestanden.

„Du wirst es!“

Bei diesen Worten war das Anirischen seiner Zahnreihen zu hören.

„Nein!“

„Verlange ich etwas anderes, als was die Walewska tat?“

„Sprich nicht davon! Das tat ich nicht um meinet willen. Du weißt, für wen ich mich geopfert hatte, dessen Andenken nicht beschimpft werden soll.“

„Und später tatest du es auch!“

„Unter deinem Zwange.“

„Von dem du dich nun frei machen möchtest!“

„Ja!“

„Das glaube ich dir! Aber vergiß nicht, daß ich dich nie freigeben werde. Da müßtest du schon den Weg über meine Leiche nehmen.“

So erregt war der Wortwechsel zwischen den beiden gewesen, daß keines auf das Pochen an der Tür gehört hatte. Nun war die Tür leise geöffnet worden und das Zimmermädchen war eingetreten.

Sie hatte noch die letzten Worte hören müssen und schaute nun fragend auf die beiden, die sich wie uneigentliche Feinde gegenüberstanden.

Frau Erna Löwenberg hatte sich auf die Lehne des Klubessels mit beiden Armen aufgestützt. Und der jahrelange Haß gegen diesen Mann, der sie mit brutaler Gewalt immer zu seinem Willen gezwungen hatte, konnte keine Beherrschung mehr, als sie ihm die Worte zurief:

„Denke daran, daß die Verzweiflung selbst vor diesem Wege nicht zurückzureden könnte.“

„Herr — Herr Direktor!“ stotterte das Dienstmädchen.

Hastig hatte sich Manfred Löwenberg der Stimme zugewandt.

„Wie kommen Sie hier herein? Sie sollen doch anklopfen!“

„Das habe ich auch ein paarmal getan, Herr Direktor!“

„Was wollen Sie denn?“

„Eine Dame ist in ihrem Zimmer, die Sie in sehr dringender Sache zu sprechen wünscht.“

„Eine Dame? Nannte sie einen Namen?“

„Nein! Sie wollte keinen angeben.“

„Gut! Ich komme!“ Dann wandte er sich an Frau Erna Löwenberg. „Wir sprechen uns noch, denn eines muß nachgeben!“

Hastig stürmte er fort, während ihm das Mädchen folgte.

Als sich hinter diesem die Tür geschlossen hatte, sank Frau Erna wieder in den Klubstuhl und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

IV.

Die Dämmerung senkte sich langsam nieder. Ein fahles Zwielficht kam mit frühen Nebeln und hüllte die Stadt ein.

Die Villa Löwenberg stand in einem alten Parke am Pavariaring; das große Einfahrtstor mit dem Zugange für Besucher lag angelehnt.



Der „kleine Däumling“ in deutscher Gefangenenschaft.

Der 6-jährige Knabe befaß sich in dieser originellen Bekleidung unter einem Trupp kriegsrunder Gefangenen. Der drollige Klein: ist nur der Liebling unserer Feldmännchen.

Der Hausmeister, dessen Aufgabe es auch war, den Garten zu besorgen, trug eine grüne Salurze; seine schwielige Hand, an der noch braune Erde klebte, hielt eine Gartenschere; murrend schloß er das angelehnte Tor.

Schon zum zweiten Male! Wenn man nur für einen Augenblick den Rücken wendet, dann ist gleich Platz für den Leichtsinns. Wie leicht könnte einer hereinkommen und die Villa ausrauben! Hinter den dichten Johannisbeerheiden ist nichts zu hören."

Schlürfend näherte er sich dem Eingange zur Villa selbst. Da wurde mit großer Heftigkeit die Tür aufgerissen und der Chauffeur des Direktors Löwenberg kam mit aller Hast aus dem Hause gestürzt. Fast hätte er den alten Gärtner überrannt.

"Nur sachte, sachte! Was ist nun wieder los?"

"Ich muß zur Polizei — der Herr —"

Der Chauffeur wollte weiter laufen.

Aber der Hausmeister hielt ihn am Rockärmel fest.

"Was ist mit dem Herrn?"

"Er mordet! Er liegt in seinem Arbeitszimmer."

Mit dieser Erklärung hatte er sich losgerissen und rannte weiter. "Mein Gott — kann denn so etwas wahr sein? Wer mag das nur getan haben? Aber das konnte nur geschehen, weil das Tor nicht geschlossen war."

Dann eilte er selbst in die Villa hinein und hastete die Treppe nach dem ersten Stock empor, in dem das Arbeitszimmer Manfred Löwenbergs lag. Unter der Tür stand der Diener, der eben mit dem Zimmermädchen in den Raum hineinkam, in dem die Tat begangen worden sein sollte.

Der Anblick schien ein so grauenvoller zu sein, daß weder der Diener noch das Mädchen das Zimmer zu betreten wagten.

"Was gibt es?"

"Dort! Sehen Sie nur selbst!"

Das Mädchen trat zurück.

Da sah auch der Hausmeister, was geschehen war. Neben dem Schreibtisch aus amerikanischem Nisternholz auf schwerem Teppiche, der auch den härtesten Schritt dämpfente, lag Manfred Löwenberg auf dem Rücken; der Kopf war etwas seitwärts gewandt und ließ dabei die klaffende Wunde sehen, die den Hals und die Luftröhre durchschnitten haben mußte. Dunkles Blut war aus der Wunde auf den Teppich geronnen und hatte in das zarte Graublau einen häßlichen Flecken gemalt.

Die fleischigen Hände hatten sich im Todeskampfe geballt. Das Gesicht war furchtbar verzerrt, die Augen starrten weit offen.

Leise, als scheute vor dem Toten die Stimme, raunte der Hausmeister dem Diener zu:

"Da kann kein Arzt mehr helfen."

"Ich habe den Chauffeur schon zur Polizeistelle geschickt."

"Weiß die gnädige Frau bereits davon?"

"Nein!" Und der Diener wandte sich an das Zimmermädchen.

"Laufen Sie sofort und suchen Sie die gnädige Frau. Aber erschrecken Sie sie nicht allzu sehr!"

Das Mädchen schien froh zu sein, aus der Nähe des Toten fortzukommen, denn mit raschen Schritten eilte es über den Korridor.

"Wer hat den Toten zuerst gesehen?"

"Ich!"

"Wie geschah das?"

"Der Chauffeur war gekommen und erklärte, der Herr habe ihm mittags befohlen, für halb sieben den Wagen zur Ausfahrt bereit zu halten. Da die Uhr bereits auf sieben wies, so wollte er nach dem Herrn fragen. Ich klopfte nun an der Tür zum Arbeitszimmer, erhielt aber keine Antwort. Nun drückte ich leise die Tür auf, um selbst nachzusehen. Aber erschrocken hatte ich die Tür vollends aufgestoßen, als ich die schreckliche Tat bemerkte. Sofort mußte ich erkennen, daß keine Hilfe mehr möglich und ein entsetzliches Verbrechen geschehen war. Ich ging also gar nicht

in das Zimmer und hielt auch den Chauffeur zurück, um für die Polizei die Aufgabe zu erleichtern, um keine der etwa zurückgebliebenen Spuren vielleicht durch Unachtsamkeit zu zerstören."

"Das haben Sie sehr gut gemacht. Aber wer mag den Mord begangen haben? Sahen Sie im Hause einen Fremden?"

"Nein! aber das Zimmermädchen erzählte, daß eine unbekannte Dame etwa gegen halb fünf Uhr den Direktor zu sprechen wünschte. Die Fremde gab keinen Namen an, verweigerte ihn sogar, als das Mädchen danach fragte. Seit diesem Besuche hat der gnädige Herr sein Arbeitszimmer nicht mehr verlassen."

"War sonst niemand mehr gekommen?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Wage.

Erzählung von Ella Schmidt.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Kalt wehte der Mistral. Auf den Landstraßen, weiß wie Südsfrankreichs übrige Erde, ließ sich kein Fußgänger blicken. Kaum daß ein Auto hier und da von dem weißen Wegstaub links und rechts auf Jedern und palmartig beblätterte Glauben warf. Unerwarteter Februarfrost lag dazu in diesem Jahre auf der ganzen Gegend bei Marseille und Toulon. Die rosa Blüte an den runden Kronen schwarzstämmiger Oliven- und Mandel-

bäume war dahin. Die Rieseneinnahme der Rivieravellen hatten die Güter zwar weg; sie wachsen hier wie in Norddeutschland Waldsarnkraut und Wiesengänseblümchen.

Allein die vielen Olivenbäume, von den Desfabrikanten jährlich zur Reisezeit reihenweise abgeschätzt, würden nicht den halben sonstigen Ertrag liefern, die Mandeln im Verkauf mutmaßlich drei Frs. kosten müssen. Es erforderte eben alles!

Auf dem Wege von Marseille nach Toulon lag etwas von der Straße ab, hinter einer weiten Wiese ein Gutshaus, wie alle Bauten hier nur aus rotem, polierten Gestein. Durch das abschließliche Verwenden dieses Baumaterials, sowie durch völliges Fernhalten von Wand- und Fußbodenbedeckung schützte man sich vor übergroßer

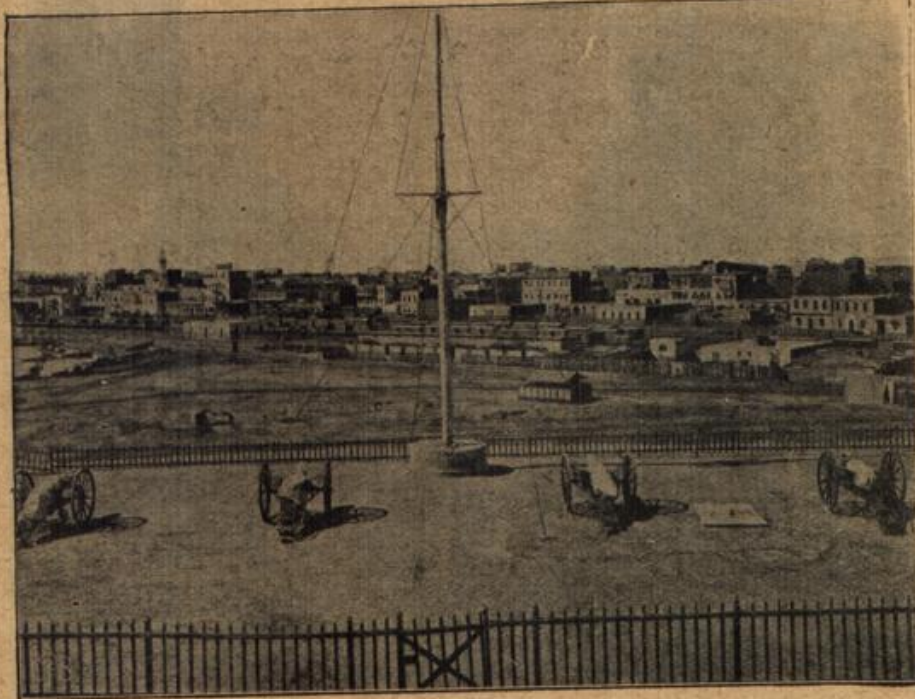
Hitze, wodurch die Bewohner des Südens zu Zeiten gezwungen sind, mittags eine längere Ruhepause einzuschließen als nachts. Oben im Hause lagen und hingen mehr zur Erde all die vielen Perserteppiche, die der Hausherr, als er noch lebte, aus Tunis mitbrachte, wo die Schwarzen auf der Straße sitzen und an den Geweben wirken. Oben waren die Schlafzimmer mit Betten aus einem kostbaren, von Bretoner Schiffern ausgeschnittenem Holz.

Unten im geräumigen Wohnzimmer saßen die Hausfrau im Wittwenkleid, ihr Besuch, eine Schwägerin aus Nordfrankreich, ein deutscher Student und ein zwanzigjähriges deutsches Mädchen, namens Gertrud. Der Student hatte sich mit dem Sohn des Hauses, der Deutschland kennen lernen wollte, "austauschen" lassen. Gertrud war der Tochter des Hauses im Schweizerpensionat freundschaftlich nahegekommen. Alle hatten ihren roten Sessel an den Kamin geschoben und wärmten sich, teetrinkend, zeichnend oder rauchend. Auch die Jüngsten, zwei Knaben von zwölf bis fünfzehn Jahren, kamen mit einem langgestreckten, rechteckigen Rahmen auf einem der marmorbeplatteten Tische vorsichtig über den gefährlich glatten Fußbodenstein an den Kamin näher heran. Der Rahmen war selbst gemacht und innen mit regelmäßigen Haken versehen, zum Anfertigen von Dedeln in Knäpfsarbeit.

Die Hausdokter, die den Tee gebracht hatte, beugte sich über die Freundin, die daran war, ihr die Zeichnung für ein Gartentischchen zu entwerfen.

"Will es nicht werden?"

"Ich höre immer noch rechtzeitig auf. Die Stricke, die ich ansehen will, ergäben im Leben nicht Ranke und Schmetterling



Gesamtansicht der Stadt Suez am Austritt des Kanals in das Rote Meer gelegen.

eher eine nichtsichtige Waage! Eine Puppenwaage, Geschenk meiner Großmutter, weiß lackiert, mit Eisen bemalt, gaukelt mir vor. In ihren Waagschalen, die sich das Gleichgewicht halten, steht: Glück und Unglück!" —

"Ja, dafür ist gesorgt, daß sich Heil und Unheil die Waage halten im Leben!"

In der Jugend sehr glücklich, ist die Großmutter in der Ehe umso bedauernswerter gewesen: ihr Mann gleich am Hochzeitstage betrunken! Sein Tod, der zu allem Elend bald hinzugekommen war, hat auch mitgeholfen, ihr auf drei Jahre hin des Denken zu lähmen!"

Es wagt sich jeder selbst sein Unglück zum Glück, sein Glück zum Unglück aus! warf der Jüngling ein.

"Wie meinen Sie das?" fragte Gertrud schnell.

"Denken Sie an sich selbst, die Sie behaupten, in dieser schönen Gegend wunschlos glücklich zu sein. Es könnte Ihnen doch einfallen — und Sie haben es schon erwogen! — daß Ihr Glück eigennützig sei, daß es richtiger wäre, zu den einsamen Eternen zurückzukehren. Hagen ist nun nicht mit Marseille zu vergleichen. So werden Sie traurig sein, Ihr selbstermögtes Unglück in der Hand!"

"Das werde ich nicht sein; denn mein Gedächtnis, schon als Kind farbenempfindlich, wird sich alles satt und glühend erhalten, so daß es die Zeit kaum bleicht! Und komme ich erst wieder zu meinen Puppen, da wird sich dazu ein unbeengtes, vom Sein unabhängiges Kindheitsträumen gesellen! — Sollte ich einmal heiraten, so nähme ich alle meine Puppen mit!"

Gertrud warf ihren Kopf auf, als wollte sie sagen: "Was wollt ihr?! Nacht mich nur aus!"

Die lebenswürdige Französin legte mit einer lebhaften Bewegung ihre Hand auf Gertruds Schulter: "Du hast ganz recht!" und versorgte die älteren Damen mit frischem Tee.

Oft birgt ein Glück das Unglück schon in sich, kann eine anscheinend gute Eigenschaft in bestimmter Hinsicht verwerflich sein — wie meine eigene vielgerühmte Sparsamkeit; denn allzugroße Sammelucht beherbergt den Geiz!" —

"Welcher Student erspart sich auch zweitausend Franks?" —

"Ein rechter Keel macht sich seinen Teufel klar, hat den Mut, ihn einzugeschehen, und — die Demut, sich helfen zu lassen!" Gertrud, würden Sie mir helfen wollen, den Bösen zu bannen?"

"Wie meinen Sie das?"

"Es liegt so in Ihrer Art, das Helfen!"

Und die Französin bestätigte: "Es ist Ihre Art, zu helfen!"

"Müht Ihr mich denn beide beschämen?" wehrte sich Gertrud.

Der Jüngling aber sah geradeaus, ein Flimmern im Blick. Als zeige sich ihm heute ein besonders Blinkendes, ihm Winkendes!

Vom Flimmern zum starrenden Eigennutz und schuldbewußt reinigen Sichten müssen — so fügt sich Schritt an Schritt!

Heute wurde Gertrud sich über des Jünglings Wesen klar! Doch sprach sie schnell und ohne Wehmut: "Ich helfe gern!"

In dem alten Gang, die Mitwelt zu bedenken, war sie nicht unselbständig und ängstlich vor lauter Liebe zum Märchen, sondern in der Liebe zur Menschheit aufrichtig und sicher. Trostfrei machte sich ihre Seele auch ein gefahrbergendes Flimmern zu eigen!

Es war an einem Spätnachmittage im Herbst. Die Stadt Hagen hatte geslagt, eines neuen Sieges wegen, den Hindenburg wieder gewonnen. Die Hauptstraße war jubelnd belebt.

Eine ältere Dame saß — auf den Trüben nicht achtend — am Fenster.

Unruhig auf dem Fensterbrett hin und her trommelten ihre Hände, die nicht nach Damenart die Arbeit geschont und wohl selten still gehalten hatten.

Ihr eigenes Leben bedachte sie, ihre erste Jugend in Dresden, wo sie selbst als Mädchen noch die absteigenden langen Röschchen

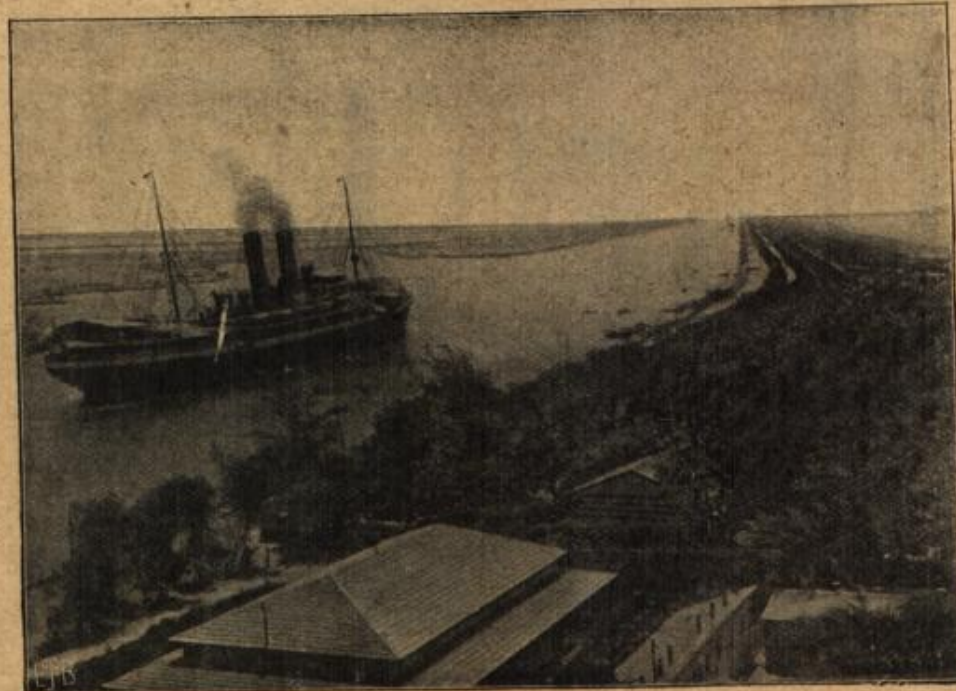
und ihr Bruder die losen Kittel trug, da der Vater sie gern ausgeputzt mit Ausnahme und beschenkt. Die Traurigkeit der Mutter war damals wie ein Schatten, der Licht begleitete. Der Trunksucht des Vaters wurden sich die Kinder vollgradig erst bewußt, als er längst tot war. Auch später, als sich für die Waisen die Verhältnisse armseliger gestalteten, hielten sich Glück und Unglück ihres Lebens stets die Waage: Sie hat sich plagen müssen, aber einen guten Mann, eine verträgliche Ehe gehabt.

Mit ihrer Tochter war das anders: Keine Heirat — nicht die Prinzenheirat im Märchen! — konnte feierlicher vor sich gehen, als Gertruds Hochzeit mit dem Manne, auf den sie ohne Ungeduld acht Jahre lang fröhlich gewartet hat. Sie war glücklich bis zum achtundzwanzigsten Jahre, und dies Jahr setzte dem Glück die Krone auf. Ein Jahr aber nach der Eheschließung begann der heimliche Gram, das ewige Schreiben um Geld, der Wunsch nicht bedauert zu werden, so auszusehen, als nähme sie es leicht, als Frau mit elterlichem Geld den Haushalt für sich und ihren reichen Mann bestreiten zu müssen. Ihr steter Ausspruch war: "In der Jugend ist es mir zu gut gegangen; es ist Zeit mit dem Unglück, damit der Uebermut nicht kommt. Je größer die gewonnene Kraft, umso schwerer die zehrende Last!"

Ihr Kind war tot. Es hätte sie — lebend — vielleicht veranlaßt, ihr Unglück durch die Spannung, die ein Sorgen gibt, zu neuem Glücke zu gestalten. So aber wog sie nur immer ihr Unglück gegen vergangene Glückseligkeiten ab. Oder — sie sann dem Wesen ihres Mannes nach:

Er ist zu gleichgültig! Kraftlos in dem Bewußtsein, sich vor der Ehe selbst entwaффnet zu haben, durch das Geständnis seines Geizes! Schlafes in dem Gedanken, daß die Frau, die er liebe, doch nie zu ihm würde aufsehen können! Von vornherein habe er sich eine ideale Ehe verborgen! Am Stolz krank, im Glauben an sich selbst gelähmt! — Sich, der Hilfe bewußt, helfen zu lassen — danach war der Mann im Grunde nicht gemacht! Ihm und sich selbst trotz seines Widerstrebens zu helfen, war Gertrud seit dem Ableben des ungeglicklichen Kindes zu schwach. Ein langsame Sichtung griff ihr Leib und Seele an.

Zuletzt hat sie nur noch bei ihren Puppen gegessen. Wenn sie so bei sich selbst Einteiler halte, behauptete sie, sie könne



Ein englischer Frachtdampfer vor der Einjahrt in den Suezkanal.

ihrer Mannes hartem, ungerechten Wort ruhig, ja bräutlich gegeneinander. "Salte die Waage in Ehren!" hat Gertrud vor dem Sterben zur Mutter gesagt. —

Heute steht die Puppenwaage vor einer reichlich gealterten Frau. Sie hat sie nicht auspacken mögen bis zu diesem Tage!

Eine Zeitungsnotiz liegt vor ihr. Sie spricht von einer Unterschlagung unter Namensnennung ihres eigenen Schwiegersohnes.

Ihrer Seele Gleichgewicht suchend, holte sie die Waage hervor, in ihrer weisen Verheißung Trost zu suchen! Schlimmer als je schmerzt die Erinnerung an das tote Kind!

Viele Bekannten haben infolge des Zeitungsberichtes eine vernichtende Haltung angenommen, grüßen nicht mehr auf der Straße, machen sie verantwortlich für den sauberen Schwiegersohn!

O, ihr Verhalten — kleinlich, unwürdig großer Zeit! — muß und wird auf der großen, unsichtbaren Waage alles Geschehens ebenso kleinlich ausgewogen werden!

Ruhe — kommt nicht über sie! In schwarzen Wildern malt sie sich aus, wie ihr Sohn, der Spätgeborene, fällt! Die Unglückschale ist schon übervoll.

Da bringt ihr der Briefbote ein Lebenszeichen vom Sohne! Da — nimmt sie die wahre Waage und gibt ihr einen Ehrenplatz!

Spruch.

Mit Wahrheit muß die Klugheit gehn,
Sonst wird jene nicht aufrecht stehn.

Einleuchtender Beweis.

Von D. Colonius.

(Nachdruck verboten.)

Der 1864 verstorbene, von seinem Volke innig betrauerte König von Bayern, Maximilian II., liebte es, in schlichter Kleidung und ohne alles Gefolge weitere Spaziergänge außerhalb der Tore seiner Residenz zu unternehmen. Bei einem solchen fiel ihm eines Tages auf, daß ein kleines Häuschen, das seit langer Zeit leer gestanden hatte, seit seinem letzten Gange nach dieser Gegend wieder Bewohner erhalten hatte. Im Hofe arbeitete ein kräftiger, freundlich aussehender Mann, und der König trat, wie es seine Weise war, näher und erkundigte sich, woher der neue Bewohner komme, und ob der kleine Besitz sein Eigentum sei. Ihm ward die Auskunft, daß Michael Ebner, so nannte sich der Mann, mit Weib und Kindern bisher im Salzburgischen gewohnt habe, dort aber trotz aller Mühe und guten Willens nicht vorwärts gekommen sei.

„Da haben wir uns aufgemacht,“ setzte der Mann hinzu, „und sind ins Bayerische gezogen. Hier soll's gut hausen sein, und wenn einer gerechte Klage hat, so geht er zum König, und der hilft einem gerne, während daheim man nicht einmal beim Herrn Grafen seine Klage anbringen konnte.“

„Gewiß, das tut der König gerne,“ meinte Max lächelnd,

„aber so leicht ist's doch nicht, zu ihm zu kommen, wie Ihr zu meinen scheint, Freund; da sind die Wachen und die Lakaien und die Kammerherren —“

„Ach, geht, das weiß ich besser,“ belehrte der Salzburger den Monarchen, „man hat gar nicht einmal nötig, zum König zu gehen, der kommt einem selber ins Haus, wenn man's am wenigsten denkt, und schaut sich die Wirtschaft an und hilft, wo's Not tut.“

„Da habt Ihr freilich recht,“ sagte der hohe Besucher, „und ich freue mich, einen braven Mann kennen gelernt zu haben, der hoffentlich seinem neuen Vaterland Ehre macht. Ich bin der König, und nun behüt' Euch Gott!“

Mit diesen Worten wandte sich Max zum Gehen, aber der Mann hielt ihn zurück:

„Ach, geht,“ sagte er lachend, „Ihr wollt mich foppen, so ein König muß doch prächtiger ausschauen als Ihr.“

„Das Kleid soll's nicht beweisen,“ meinte der König. „Schaut dies Stück und vergleicht!“

Bei diesen Worten schob er dem Salzburger ein Goldstück in die Hand.

„Nun, bin ich's oder bin ich's nicht?“

Der Bauer schaute den Kopf auf der Münze an.

„Wahrhaftig, er sieht Euch gleich! Es ist der Herr König!“ schrie er. „Weiberl, geschwind, geschwind!“

Eine junge, schmucke Frau stürzte vom Gärtchen her um die Ecke, worauf Michael mit ausgestrecktem Finger auf den sichtlich belustigten Monarchen wies und rief:

„Schau dir den Mann da an, Weiberl, und mach' ihm gebührenden Respekt, es ist der Herr König selber!“

„Willst mich wohl narren?“ rief das resolute Weib. „Was sollte der Herr König bei uns tun, das ist er gewiß nimmer!“

„So, du willst nicht glauben? Beweist's dem dummen Weiberl, Herr König, beweist's ihr!“

Ein zweites Goldstück wanderte aus der Tasche Maxens in die Hand der Frau.

„Jesus, Maria, er ist's wirklich,“ schrie diese sogleich, „das müssen die Kinder auch schauen — Joseph, Mariele, Anna!“ schrie sie jetzt mit gellender Stimme, „kommt schnell!“

Hinter der Hecke kam es gesprungen, ein Blondkopf nach dem andern, aber noch ehe sie ihn erreichten, hatte der König sich davon gemacht, und als er nach Hause kam, hatte er nichts Eiligeres

zu tun, als der Königin, seiner Gemahlin, die drollige Geschichte zu erzählen.

„Es war hohe Zeit,“ fügte er hinzu, „daß ich mich rettete, denn wenn meine Barschaft auch gereicht hätte, die drei Sprößlinge glauben zu lassen, daß ich der König sei, wer weiß, ob nicht noch Knecht und Magd und Kuh und Ziege gerufen worden wären, denen ich durch weitere Goldstücke hätte beweisen müssen, daß ich der König wirklich bin.“

Türkische Stimmungsbilder.

Von Johanna Weiskirch.

(Nachdruck verboten.)

Die Mekka-Karawane.

Ein klarer Wintertag, den die Sonne frühlingsmild durchleuchtet, blaut über Konstantinopel. Der Wind rauscht leise über den Dächern der alten Märchenstadt am Meere. Vom weißschimmernden Yıldiz-Palast kommt er herunter und lodt die frommen Muselmanen in hellen Scharen in die Umgebung des Sultanschlusses. Hohe Festfreude liegt auf den härtigen Gesichtern der Männer, schaut aus den dunklen Augen der Jasmalverhüllten Frauen. Kein profanes Wort wird laut, kein Stöhnen, Drängen oder Schieben macht sich bemerkbar in der Menge, die da stundenlang gedulstig ausharrt und mit großen erwartungsvollen Augen nach dem Schlosse ihres Badischah schaut.

Erst, als vom Minarett der nahen Hofmoschee die prachtvollvolle Stimme eines Mucjessins zum Gebete ruft, geht eine Bewegung durch die Menschenmassen, die wie das Anschlagen der Meerflut ans Gestade klingt. Die Mekka-Karawane, die im Auftrage des Sultans alljährlich kurz vor dem Bairamfest nach den heiligen Stätten des Islams zieht, um dort kostbare Geschenke zu opfern, verläßt den inneren Palasthof.

Feierlich öffnen sich die weiten Torflügel und aus ihrem Rahmen löst sich ein

Bild, das einer längst versunkenen Märchenwelt zu entstammen scheint, über das merkwürdige fremdbartige Wesen ihre melancholischen Klänge austreuen. Hinter einer Abteilung berittener Soldaten kommen reichuniformierte Hofbeamte, hohe glänzende Offiziere und türkische Würdenträger aus allen Teilen des weiten Osmanenreiches. Mit ihnen kontrastieren seltsam die in wallende Gewänder gehüllten Geistlichen, um deren interessante Köstentöpfe sich weiße und grüne Turbane malerisch winden.

Dann naht der Chef der Karawane, der in einem mit goldenen Siegeln und Stempeln versehenen riesigen Kuvert den vom Sultan an den Emin von Mekka eigenhändig geschriebenen Brief trägt. Er ist eine prachtvoll gewachsene Gestalt, dieser Mann mit den edelkühnen Zügen und den tief schwarzen Feuer Augen. Sattel und Baumzeug seines Vollbluthengstes funkeln in der Sonne um die Wette mit den gold- und edelsteinbesetzten Griffen seiner Damaszenerwaffen.

Und dann ziehen sie herbei mit stolzem gemessenen Gang, die Kamele. Es sind selten schöne, wohlgepflegte Tiere, und als ob sich sie ihrer hohen Mission bewusst seien, schreiten sie hocherhobenen Hauptes in den Rahmen des Bildes, seine Mitte mit eigenartigem Leben füllend. Ihre Leiber, die mit den Geschenken für des Islams heilige Stätten beladen sind, hat die Fantasie des Orients prächtig geschmückt. Von ihren Halftern und Flanken hängen Decken und Taschen von herrlicher alter Arbeit und wunderbaren Farben hernieder. Auf ihren Höckern tragen sie bunte Zelte und Baldachine, aus denen es nach köstlichen Narben, nach bezauberndem Räucherwerk, starken Oelen und Essenzen süß und betäubend duftet. Den Kamelen folgen zahlreiche, ebenfalls



Ein deutsches Feldlazarett auf dem serbischen Kriegsschauplatz in welchem serbische Verwundete untergebracht sind, die von serbischen Krankenschwestern gepflegt werden.

reichgeschirrte und gezäumte Pferde, die in schweren eisenbeschlagenen Risten die für die Wittwen und Waisen Messias und Medinas bestimmten Silbermünzen tragen. Und ihnen folgen Hodschas und Sostas, die Koranlieder singen und Weihrauchfässer schwingen. So nimmt der farbenprichtige Zug an der ehrfürchtig stehenden Menge vorüber seinen Weg zum Hafen, wo er seiner Bestimmung gemäß, eingeschifft wird.

Ohne Störung verläuft sich das Volk. Stille wird es in der Umgebung des Schlosses, nur der Wind geht noch immer wie leises Koranblättern über Konstantinopels gewaltiges Häusermeer.

Bairam.

Leuchtend geht der Tag zur Rüste. Noch einmal sprühen Uesludars, der goldenen Stadt, Fensterscheiben im purpurnen Strahl der sinkenden Sonne auf, ehe sie die Dämmerung ver-

folgt einem archaischen, orientalischen Vollmondnacht. Groß und in feierlichem Glanze ziehen des Südens Sterne am tiefblauen Nachthimmel auf. Da kommt von Lophane her ein Kanonenschuß, der wie Donnerrollen über das Meer hallt. Noch vibriert er an den Ufern, als von Minarett zu Minarett das Abendgebet für die Anhänger des Propheten klingt. Unter diesem ergreifenden, imposanten Beten scheinen die Sterne vom Himmel zu gleiten, um sich in funkelnden Girlanden um Konstantinopels Moscheen zu schlingen. Mit Lichtketten fassen sie Türen und Fensterbögen ein, von Minarett zu Minarett schaukeln sie in schimmernden Gewinden und liegen in Strahlenfrängen um die Brüstungen der Galerien. Aber die Sterne sind Millionen von Lichtern, die die frommen Muselmanen zu Ehren ihres Bairamfestes entzündet haben. Der Fastenmonat ist zu Ende und ihm folgt das dreitägige Freudenfest.

"Bairaminis hair olsun!" ("Dein Bairamfest sei ein gesegnetes!") Das ist die Losung der Feiertage und in frohen Tönen kommt sie unzählige Male aus dem Munde von jung und alt. Wer nur irgend kann, kleidet sich von Kopf bis zu Füßen in neue Gewänder, um Verwandten, Bekannten und Freunden zum Bairamfest Glück zu wünschen. Es ist ein unaufhörliches Kommen und Gehen von Haus zu Haus. Ungeheure Mengen türkischer Süßigkeiten werden für die Festtage gekauft und die Gäste damit bewirtet und beschenkt, denn es ist Scheker-Bairam (Zucker-Bairam). So nennt man das dem Ramazan-Monat folgende Bairamfest im Gegensatz zum anderen Bairamfest, dem Kurban-Bairam (Schammel-Bairam). Es ist Pflicht eines jeden Beamten, vom untersten bis hinauf zum Großvezier, seine Vorgesetzten zu der hohen Feier zu beglückwünschen, eine Pflicht, der sich auch die Botschafter und Gesandten fremder Länder dem Sultan und seinen hohen Würdenträgern gegenüber entledigen.

Die Arbeit ruht allenthalben. Die Basare Stambuls sind geschlossen und in den Straßen herrscht lebhaftes festliches Treiben. Die türkischen Kinder reiten in schreiend bunten Kleidern auf geschmückten Maultieren und Eseln umher und wiegen sich für wenige Paras in primitiven Schaukeln. Hinter den vergitterten Fenstern der Harems aber sprudelt die Freude. Da tanzen auch heute noch schöne Frauen in goldgestickten Gewändern zu den Klängen der Tamburins, während scheue, dunkelfarbige Dienerinnen auf leisen Sohlen einhergleiten und Kaffee, Süßigkeiten und Zigaretten herumreichen.

Drei Tage hält das Bairamfest offiziell an, das aber von dem im Feiern von Festen sehr ausdauernden Volk der Türken nicht selten über eine Woche ausgedehnt wird.

Es ist Freitag, der Sonntag der Muselmänner. Ueber Konstantinopel brütet die Glut und Schwüle eines Hochsommervormittags. Kein kühlendes Lüftchen weht vom Meere herüber über die Straßen und Plätze. Wer nur irgend konnte, ist an die kühlen Ufer des Bosporos oder auf die bewaldeten, im Golf von Ismid malerisch liegenden Pringen-Inseln gezogen. Im spärlichen Schatten alter Friedhöfe und bröckelnder Mauerreste lagern im dumpfen Schweigen die Hamals und verzehren ihre Gurken oder Melonenscheiben zum trocknen Brot.

Da kommen von der Sultan-Valide-Brücke her, die das Frankenviertel Pera mit Stambul verbindet, Posaunen- und Trommelmänge. Es ist ein türkischer Militärmarß, dessen eigentümliche Musik näher und näher klingt. Als ob sie neue Lebenskraft aus den rhythmischen Klängen geschöpft hätten, erheben sich die Hamals aus ihren trägen Stellungen. Und nun wird es auch in den Straßen und an den Fenstern der vordem wie ausgestorben daliegenden Häusern lebendig. Die Posaunen entlang eilen die erwartungsstarken Blide mit strammen Schritten anmarschierenden und in Gala stehenden türkischen Soldaten entgegen. Ihnen voraus reiten auf edlen Pferden hohe türkische Offiziere in goldstrotzenden Uniformen, und neben den Mannschaften her schreiten mit gezogenen Säbeln die jungen, schlankgebauten Leutnants. Und so ziehen sie vorüber unter sich abwechselnden europäischen und türkischen Märschen, Regiment an Regiment in nicht endenwollenden Reihen hinauf nach Yildiz. In einem, vom Kavassien des deutschen Generalkonsulats begleiteten Wagen fahre ich, das Herz voller Erwartung, hinter ihnen her. Der für die Aufnahme fremder Gäste reservierte Kiosk ist schon von zahlreichen Zuschauern aus aller Herren Länder besetzt, als ich eintrete. Ein hochgewachsener, tabelloser Deutsch sprechender Offizier nimmt mich mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit als Gast des Sultans in Empfang, und gleich darauf werde ich schon mit allerlei Erfrischungen bewirtet. Während ich ein Täschchen köstlich duftenden schwarzen Kaffees schlürfe, schaue ich einem der interessantesten Schauspiele, dem Selamlit (freitägige Auffahrt des Sultans zum Gebet) zu. Auf dem freien Platz unterhalb des Schlosses liegt innerhalb des Schlossbereichs, der durch ein gewaltiges Militäraufgebot gegen unbefugtes Eindringen abgesperrt ist, die Hofmoschee. Von allen Seiten rücken die in und um Konstantinopel

garnisonierenden Regimenter an, und es ist prachtvolles Menschenmaterial, das da zum Schutze seines Padischah unter den Waffen steht. Unbeweglich, wie aus Erz gegossen, verharren sie, die kraftvollen, ebenmäßigen Gestalten in leidsamen Uniformen, die bronzefarbenen Gesichter nach Yildiz gerichtet, von wo der Padischah bald kommen wird.

Es ist ein farbensattes Bild, das den weiten Platz füllt, umrahmt von den Tausenden von Menschen, die außerhalb des Korbons stehen und weiterhin von der Stadt und dem Meere. Da ruft vom Minarett herab eine weithin vernehmbare Muezzinstimme zum Gebet, und gleich darauf naht der kaiserliche Zug. Ihm folgt in prachtvollen Uniformen, deren Lizen und Treffen in der Sonne gleißeln und funkeln, Hofbeamte und hohe Offiziere, kostbare Waffen tragend, dann der Sultan in einfach, aber edelbespanntem Halberd, aus dem er nach allen Seiten freundlich nickt und grüßt. Ihm folgen die Prinzen und wieder Hofbeamte, außerdem Geistliche und Gelehrte in großer Zahl. Den Schluß machen die Wagen der kaiserlichen Damen. (Schluß folgt.)

Die Windmühle von Quesnoy sur Deule.

Zerr' nicht an meinen alten Flügeln herum,
Wind, mein Gespieler aus bessern Tagen . . .
Jene Tage sind um,
Da ich die Flügel schwang in gutem Behagen;
Geselle, und du
Sangst mir dazu
Nest stand auf unsern Feldern der Ernteseigen,
Bald kam er heim auf sonnbeschienenen Wegen.
Ach, wie sah ich um diese Zeit so gerne
In das fruchtbare Land, in die lichtblaue Ferne,
Und dann dächte ich mich zuweilen im Sinn
All dieses Segens, all dieser Schönheit Königin,
Hob meine Flügel, verjüngt in kindlicher Freude,
Ich Alte vom Hügel . . . und heute,
Heute ist Krieg! Krieg! Krieg!
Dreimal sag' ich's mit dreifachem Schreden,
Möcht' meine Flügel zum Himmel reden,
Nehend und betend, wie zwei gewaltige Hände;
Schreiend und fliegend: o machet ein Ende!
Unsere Felder deckt Blut, wie der Mohn so rot,
Wuchernde Kamillen, weiß wie der Tod . . .
Gräber und Gräben wechseln, allein,
Bald werden die Gräben auch Gräber sein . . .
Ich steh' verlassen, seit mir des Feindes Granaten
Haben das Zahnrad zerhackt samt dem morschen Gehäuse.
Schleunigst hat der Müller seinen Wagen geladen,
Floh mit Weib und Kindern auf eiliger Reise.
Einer, um mich Alte eifrig beflissen,
Meines Herrn treuester Knecht,
Hat sich längst von seinem Mädchen gerissen,
Kämpft für England bei Ipern im heißen Gefecht.
Einer, meines Herrn Freund, der alte, fromme Magister,
Stieg in meinen Giebel bei Nacht so gerne,
Lauschte dem Wind in den Rappeln und forschte
Nach der Zukunft Schicksal und fragte die Sterne . . .
Doch er ist tot, hat Antwort auf alle die dunklen Fragen,
Erfüllt wird das Schicksal in diesen Tagen . . .
Doch ein Fremder lugt heute, das Glas am Auge,
Hoch aus meinem Giebel über Dorf und Stadt . . .
Er ist mein Feind . . . und mit dem Tod, der im Busche
Seines Winkes harret, ihn verbindet ein dünner, kupferner
Draht . . .

Ach, daß noch in meinem wankenden, grauen Haupte
Nur soviel grausame Bluttat erfonnen werden . . .!
Das ist mein Schmerz, o bräch' ich doch morgen zusammen,
Was bin ich noch nütze auf Erden . . .?

Adolf Wurmbach (im Felde)

Ernst und Scherz.

Spruch.

Weichheit ist gut an ihrem Ort,
Aber sie ist kein Lösungswort,
Kein Schild, keine Klinge und kein Griff,
Kein Panzer, kein Steuer für dein Schiff.
Du ruderst mit ihr vergebens;
Kraft ist die Parole des Lebens!
Kraft im Wagen, Kraft im Schlagen,
Kraft im Behagen, Kraft im Ertragen,
Kraft bei des Bruders Not und Leid,
Im stillen Werk der Menschlichkeit.

Die „Sunnenhotels“ von Saloniki. Einen Stoßseufzer ganz eigener Art findet man in einem Brief aus Salonik, den der orientalische Korrespondent der „United Press“, William G. Shephard, unter dem Titel: „Die Sunnenhotels in Saloniki“ veröffentlicht. Er schreibt: „Alle besseren Hotels in Salonik sind im Besitz von Deutschen, als Sir Hyman Mahon, der Befehlshaber der englischen Truppen in Macedonien, vor etwa sechs Wochen hier landete, war er gezwungen, sein Hauptquartier in einem der deutschen Hotels aufzuschlagen. Die englischen Offiziere sind selbstverständlich erst recht genötigt, ein Gleiches zu tun, und die besonders Vorsichtigen, die das „Hotel d'Angleterre“ seiner lodenden Aufschrift wegen wählten, sahen zu ihrem Leidwesen zu spät, daß über der Tür in den Stein die Worte gemeißelt waren: „Hauptniederlage für Münchener Bier“. Es sieht aber fast so aus, als wenn sich die deutschen Eigentümer der Salonik-Hotels den Spaß machten, den Herren von der englischen und französischen Armee, die in ihrem Hause Zimmer nehmen, oben drein noch auf die Hühneraugen zu treten. Wo immer ein Offizier der verbündeten Truppen Quartier bezieht, er kann sicher sein, stets an der Wand des Hotelzimmers zwei Bilder zu finden: das des Königs von Griechenland und das der Königin. Er kann nicht gut verlangen, daß die sein patriotisches Gefühl verletzenden Bilder entfernt werden, obwohl die Königin von Griechenland die Schwester Kaiser Wilhelms ist. Besonders schlecht traf es der Carl of Granard, der zum Stabe General Mahons gehört. In dem kleinen Zimmerchen, das ihm der deutsche Eigentümer für teures Geld vermietete, stand genau zu Füßen des Bettes, so, daß er es fortwährend im Auge hatte, ein billiges Porträt der Schwester des Kaisers. Man weiß wirklich nicht, ob man hier mehr die Unverschämtheit oder die Naivität des Engländer bewundern soll, der ganz vergessen zu haben scheint, daß er sich auf griechischem Grund und Boden befindet und als ungebeter Gast am allerersten Rücksicht

auf den Gastgeber zu nehmen hatte. **Bei Ibsens Bruder.** Für die große Mehrheit der Leser wird es wohl eine Ueberraschung sein, zu erfahren, daß von Ibsen noch ein jüngerer Bruder am Leben ist. Er heißt Ole Paus Ibsen und vollendete am 15. Dezember sein 80. Lebensjahr. Diese Fester hat einen Mitarbeiter von „Morgenbladet“ in Christiania veranlaßt, dem greisen Herrn im Altersheim für Seelenleute zu Fredriktsvern, wo er seinen Lebensabend zubringt und als der älteste Bewohner des Heims in besonderem Ansehen steht, einen Besuch abzustatten. Die Paus Ibsen ist im vollen Besitze seiner geistigen und seelischen Kräfte und stand dem Besucher über sein Elternhaus und über seinen berühmten Bruder bereitwillig Rede und Antwort. „Wir waren“, so erzählt er, „fünf Geschwister, darunter vier Brüder. Henrik war der älteste, ich war der jüngste. Daheim ging es, nachdem der Vater sein

lebende der Generation Ibsen, der der große Dichter angehörte, im Altersheim ein beschauliches Dasein.

Was tun die Frauen am liebsten? In einer Gesellschaft ward die Frage aufgeworfen: Was tun die Frauen am liebsten in der Welt? Heiraten — sagt der eine. — Lieben — der andere. — Tanzen — der dritte. — Sich putzen — der vierte. — Tändeln — der fünfte usw. Endlich gab auch ein alter Herr, der sechs Frauen gehabt hatte, seine Meinung ab. — Ja, ja! meine Herren, das alles tun sie gern, und obendrein sehr gern. — Allein das Liebste für sie ist's Kommandieren — verlassen Sie sich darauf! — Wirklich fand auch sein Ausspruch allgemeinen Beifall, denn selbst die Damen pflichteten ihm bei.

In Familienangelegenheiten. Ein Grenadier in Berlin hat seinen Hauptmann, ihn wegen Familienangelegenheiten auf einige Tage nach Hause reisen zu lassen. — „Was hast du denn für Familienangelegenheiten?“ fragte der Hauptmann. — „Meine Eltern wollen ein Schwein schlachten und ich esse zu gerne frische Wurst.“

Der Reservist.

Major (zu einem Reservisten, der zum Unteroffizier ernannt werden soll): „Kannst du lesen, mein Sohn?“ — „Zu Befehl!“ — „Schreiben?“ — „Zu Befehl!“ — „Rechnen?“ — „Zu Befehl!“ — „Was bist du in deinem Zivilverhältnis?“ — „Doktor der Philosophie und Privatdozent an der Universität.“

Auch eine Rache.

Eine zänklische Frau kam heulend zu ihrem Vater gelaufen: ihr Mann habe sie geschlagen. — „Was, meine Tochter geschlagen? das ist doch unver-

schämmt, das will ich an seiner Frau rächen!“ rief's, gab seiner Tochter ein paar Ohrfeigen, nötigte sie zum Hause hinaus und sagte freundlich: „Run, tröste dich, tut er dir wieder etwas, so komme mir gleich wieder zu mir, den wollen wir schon kriegen.“

Kindliche Anschauung. „Mama, hast du auch einen Schatz?“ — „Ja, mein Kind, der Papa ist mein Schatz.“ — „Aber, Mama, Papa ist doch kein Soldat.“

Rätsel.

Das Ganze nennt die Schar der Toren,
Die um die Erste sich bemüht,
Bis sie, die selbst zum Staub geboren,
Der rasche Tanz der leichten Horen
Schnell in die beiden Lehnen zieht.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.

Donaudörfler.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur: E. Kellen, Bredeneu (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Korneu, St. n. (Ruhr).



Starke italienische Artilleriestellung in Cadore.
Die Geschütze in Feuerstellung.

selbständiges Geschäft hatte aufgeben und eine Stellung im Kontor hatte annehmen müssen, oft recht knapp zu und wir Jungen mußten zeitig in die Welt hinaus.“ Von seinem großen Bruder Henrik sah sich infolgedessen Ole Paus Ibsen als der sieben Jahre jüngere ziemlich zeitig getrennt. Doch erinnert er sich noch sehr wohl, daß Henrik anders war, als alle anderen Geschwister. Er war ein stiller, verschlossener Knabe, der sich vor allem für Bücher und Studien interessierte. Die Brüder zerstreuten sich schnell. Zwei gingen nach Amerika, wo einer eine Farm erwarb, ein anderer Goldgräber in Kalifornien wurde; beide sind dort kinderlos verstorben. Ole Paus selbst hat ungefähr 20 Jahre lang die See befahren und dann als Kolonialhändler und später als Inhaber einer sogenannten „Landhändlerei“ — etwa das selbe, was man in einigen Teilen Deutschlands Gemischtwarenhandlung nennt — ansässig gemacht. Nun liegt das alles hinter ihm und er führt als der letzte Ueber-